Besprechungen

Markus Beiler

Nachrichtensuche im Internet

Inhaltsanalyse zur journalistischen Qualität von Nachrichtensuchmaschinen

Konstanz: UVK, 2013. – 490 S.

ISBN 978-3-86764-412-9

(Zugl.: Hannover, Hochsch. für Musik, Theater und Medien, Diss.)

Der Stand der deutschsprachigen Forschung zur Qualität im Journalismus stellt zweifellos den aktuellen State of the Art im Fach dar. Daran knüpft die Dissertation von Markus Beiler an und wendet sich zugleich einem Untersuchungsgegenstand zu, der bislang wenig Beachtung gefunden hat: Nachrichtensuchmaschinen im World Wide Web. Das ist innovativ, birgt aber die Gefahr, dass Äpfel mit Birnen verglichen werden. Lassen sich journalistische Qualitätskriterien wirklich auf Suchmaschinen übertragen, wie es schon der Untertitel nahelegt?

Im theoretischen Teil werden die „selektionswissenschaftlichen" und kommunikationswissenschaftlichen Grundlagen erörtert. Hinter dem ersten, etwas sperrigen Begriff verbirgt sich eine kompakte und verständliche Darstellung der Funktionsweise von Suchmaschinen. Vor allem aber zeigt der Autor hier das Gefahrenpotenzial auf, das darin für den (Online-)Journalismus steckt. Die kommunikationswissenschaftlichen Grundlagen basieren auf einer sehr gewissenhaften Literaturrecherche. Einschlägige Theorien und empirische Befunde, v. a. aus dem deutschsprachigen Raum, werden diskutiert. Wer eine gute Übersicht über die Qualitätsforschung sucht, wird hier fündig. Für den Autoren ist Qualität die „Gesamtheit von Eigenschaften eines Gegenstandsbereichs […], die bestimmten Kriterien entsprechen, die sich normativ oder funktional begründen lassen" (S. 48). Das erinnert an Klaus Arnolds Systematik, wie der theoretische Teil auch sonst beim Bewährten bleibt. Aus der Literatur werden vier Qualitätskriterien abgeleitet, die auf Nachrichtensuchmaschinen angewandt werden: Transparenz, Vielfalt, Aktualität und Relevanz. Man kann vermuten, dass (legitimerweise) die Messbarkeit für die Kriterienwahl ausschlaggebend war.

Im Methodenteil werden die Eckdaten der quantitativen Inhaltsanalyse vorgestellt. 6.542 onlinejournalistische Beiträge aus dem Jahre 2005 wurden von insgesamt 46 (!) Hilfskräften und dem Autoren selbst codiert. Vielleicht wäre bei der Stichprobe weniger mehr gewesen, denn obwohl Vorkehrungen getroffen wurden, bleiben angesichts der vielen (und wechselnden) Codierer(innen) Zweifel, ob die Hauptcodierung vergleichbare Reliabilitätswerte erreicht hätte wie der Pretest. Klar ist, dass der betriebene Aufwand sehr hoch war.

Die codierten Beiträge wurden den Ergebnislisten von sechs Nachrichtensuchmaschinen entnommen, von denen einige nicht mehr existieren. Es ist löblich, dass der Autor beim konkreten Vorgehen größtmögliche Transparenz walten lässt. Allzu oft werden die „Tricks of the Trade" bei der Onlineforschung vernebelt, was weder dem Fach noch dem Verfasser dient. Hier ist aber ganz offensichtlich nichts verschleiert worden, so dass der Autor selbst dem Qualitätskriterium der Transparenz gerecht wird.

Laut Codebuch gelten Suchmaschinenergebnisse als transparent, wenn sie Akteure und Ereignisse aus den zugrundeliegenden Beiträgen nennen. Hier divergieren journalistische und Suchmaschinen-Qualitätskriterien deutlich. Natürlich ist es legitim zu fragen, ob journalistische Beiträge gut von Suchmaschinen zusammengefasst werden. Nur versteht man in der Journalismusforschung unter dem Kriterium Transparenz etwas ganz anderes, nämlich ob Entstehungsbedingungen und Quellen journalistischer Beiträge offengelegt werden.

Die Ergebnisse sind trotzdem interessant. So ergab die Analyse etwa, dass die Länge des Abstracts die Eindeutigkeit der Suchergebnisse erhöht. Im Zusammenhang mit der Leistungsschutzrechtdebatte ist genau dieser Punkt noch rechtlich umstritten: Wie lang darf ein Abstract sein, damit ein Suchmaschinenanbieter zahlen muss? Der Konflikt zwischen angemessener Leistungserbringung (des Suchmaschinenbetreibers) und Vergütung (journalistischer Medienhäuser) wird hier greifbar.

Bei den Kriterien Vielfalt, Aktualität und Relevanz liegen journalistische und Suchmaschinenqualität näher beieinander. Viele Ergebnisse sind erwartbar: Dominanz der Print- und Leitmedien, v. a. nachrichtliche Darstellungsformen, viel Agenturmaterial. Wichtigste Nachrichtenfaktoren sind der Status des Ereignisorts (Inland) sowie der Status der Ereignisnation und die räumliche, politische und wirtschaftliche Nähe (Ausland). Allerdings überrascht, dass die Beiträge im Schnitt älter sind als ein Tag.

Allzu streng erscheint, dass eine „stark eingeschränkte Vielfalt" (S. 372) bei „geringe[r]

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2014-1-102 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Quellenvielfalt“ (S. 373) und „begrenzte[r] inhaltliche[r] Vielfalt“ (S. 375) konstatiert wird. Hier stellt sich die Frage, was der Benchmark ist. Schließlich haben Suchmaschinen herkömmlichen Medien gerade voraus, dass sie auf viele Angebote zurückgreifen. Wer liest schon zehn verschiedene Zeitungen? Mit Nachrichtensuchmaschinen ist das online möglich. Der Onlinejournalismus insgesamt ist zudem vermutlich ebenso redundant wie die Ergebnisse der Nachrichtensuchmaschinen.

Am interessantesten wird es, wo der Autor das Ranking der Suchmaschinenergebnisse mit der Relevanz kontrastiert, die ihnen aufgrund von Nachrichtenfaktoren zukommt. Er arbeitet heraus, dass die Algorithmen der Suchmaschinen, mit technischen Kriterien wie Indexierungsdauer und Suchwortdichte, anders gewichten als journalistische Selektionskriterien. Im Zeitalter eines zunehmend automatisierten Journalismus lässt dieser Befund aufhorchen. Wie sinnvoll ist es, Relevanzzuschreibungen zu automatisieren, wenn sie professionelle Entscheidungen nicht annähernd simulieren können?

Insgesamt bietet das Buch interessante Erkenntnisse, auch wenn die Gegenstände teils schon das Zeitliche gesegnet haben. Was die Übertragung von journalistischen Kriterien auf Nachrichtensuchmaschinen betrifft, kann das Unterfangen insgesamt als gelungen betrachtet werden. An der einen oder anderen Stelle lag der Verdacht allerdings nahe, dass Suchmaschinen auch zusätzliche, eigene Qualitätskriterien erfordern.

Dennis Reineck

Benedetta Brevini / Arne Hintz / Patrick McCurdy (Hrsg.)

Beyond WikiLeaks

Implications for the Future of Communications, Journalism and Society

Basingstoke/New York: Palgrave MacMillan, 2013. – 281 S.

ISBN 978-1-137-27573-8

„Beyond WikiLeaks” ist ein Sammelband, dessen Widmung bereits Position bezieht: „This book is dedicated to freedom of speech advocates around the world“. Gleichfalls stammen die Beiträge zum Teil von WikiLeaks-Unterstützern und beteiligten Journalisten.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Den Auftakt des ersten Teils zum Verhältnis von WikiLeaks und Journalismus macht Yochai Benkler mit einer leicht gekürzten Version seines bereits publizierten Aufsatz „WikiLeaks and the Networked Fourth Estate“. Benklers Text ist wichtig, weil er anhand von Artikeln in der NYT nachzeichnet, wie asymmetrisch die etablierten Massenmedien mit WikiLeaks umgingen, wenn sie einerseits von den Publikationen der Leaks profitierten, aber andererseits WikiLeaks als durchaus zweifelhaften Akteur darstellen. Benklers Diagnose ist, dass die etablierten Massenmedien die vom Netz initialisierte Dezentralisierung der Nachrichtenproduktion bisher nicht zu einer Profilierung ihrer Watchdog-Funktion genutzt haben. Dies erstreckt sich, wie Benedetta Brevini und Graham Murdock nachfolgend ausarbeiten, auch auf die Frage, welchem Regierungsdruck Tageszeitungen heute noch standhalten wollen und können. Indem sie zeigen, wie die US-Regierung nacheinander die Webhoster und Bezahldienste, die WikiLeaks in Anspruch genommen hatte, schließen ließ und WikiLeaks als Staatsfeind erklärte, wird deutlich, dass hiervon auch die Presse eingeschüchtert wurde.

Eine differenzierte Auswertung der zweiten Welle der Berichterstattung über Cable Gate durch weniger bekannte Medienpartner von WikiLeaks leistet Lisa Lynch. Hier wird deutlich, wie wichtig Cable Gate jenseits der USA waren, und welche Courage Tageszeitungen in z. B. Ecuador oder Japan an den Tag legten, indem sie sich offensiv auf die Seite der Whistleblower stellten. Chris Elliot, Leserbriefredakteur des *Guardian*, führte eine Guardian-interne Befragung durch, um den Publikationsprozess von Cable Gate zu rekonstruieren. Seine Analyse zeichnet einen vorsichtigen und sehr arbeitsintensiven Publikationsprozess nach, der demonstriert, wie schwierig die Abwägung von öffentlichem Interesse und dem Schutz von z. B. Soldaten war. Elliot macht darauf aufmerksam, dass es keine Anhaltspunkte einer Gefährdung von Soldaten durch die Leaks gab.

Einar Thorsen et al. leiten den zweiten Teil ein, der sich mit den Machtverschiebungen durch WikiLeaks beschäftigt. Sie zeichnen nach, wie sich der Begriff des Whistleblowers über die Jahre verändert hat, um dann die Ergebnisse einer Framing-Analyse zu präsentieren: Wie wurde Bradly Manning in den Medien dargestellt? Im *Spiegel*, *Guardian* und der NYT unterscheiden sich die Beschreibungen Mannings, en gros wurde er trotz der immensen Anstrengungen der US-Regierung, ihn als Verräter und Verbrecher zu kennzeichnen, dennoch als Whistleblower beschrieben. Patrick McCurdy vergleicht die Fälle Manning und Daniel Ellsberg. Ellsberg wurde als Leaker der sog. Pentagon Papers 1971 bekannt. Im Vergleich

https://doi.org/10.5771/1615-634x-2014-1-102 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY